

Inhalt

Vorwort

7

»That's not my problem«

Niklas Luhmann im Interview mit Klaus Taschwer

17

»Unsere Zukunft hängt von Entscheidungen ab«

Niklas Luhmann im Interview mit Rudolf Maresch

34

Wahrheit ist nicht zentral

Niklas Luhmann im Interview mit
Dirk Knippahls und Christian Schlüter

70

Gibt es Kunst außerhalb der Kunst?

Niklas Luhmann im Gespräch mit Hans-Dieter Huber

80

OFF

Niklas Luhmann im Interview mit
Gerald Breyer und Niels Werber

99

»Was ist Politik« – oder war
Luhmann doch unpolitisch?

Dirk Baecker, Herfried Münkler
im Gespräch mit Wolfgang Hagen

133

Vorwort

»Was tun?« – diese Frage erinnert an das berühmte Hauptwerk des als Lenin bekannten Revolutionärs Wladimir Iljitsch Uljanow, das 1902 erschienen ist und in der Lenin das Konzept von der kommunistischen Partei als Vorhut der Arbeiterklasse darlegte und eine »Partei Neuen Typus« entwarf. Den Titel seiner Schrift hat Lenin von Nikolai Tschernyschewskis programmatischem Roman entlehnt, der Lenins Worten zufolge »hunderte Menschen zu Revolutionären« gemacht und ihn selbst von Grund auf verändert habe. Tschernyschewski, der aus politischen Gründen verhaftet wurde, schrieb seinen Roman im Gefängnis, in dem er der Frage nachgeht, wie Menschen die Welt im Kleinen verändern können. »Was tun?« ist also eine Frage, die offenbar ganz im Zeichen von politischer Veränderung und Revolution zu stehen scheint.

Ein gutes Jahrhundert nach Lenins und Tschernyschewskis »Was tun?« sind die Grundlagen einer ganz anderen Veränderung gelegt worden; man könnte auch durchaus von einer Wissensrevolution sprechen, für die der Name Niklas Luhmann steht. Als er im Alter von 51 Jahren in Bielefeld begann, schrieb er eine berühmt gewordene Notiz in seinen Projektplan: »Forschungsvorhaben – Theorie der Gesellschaft. Laufzeit – 30 Jahre. Kosten – keine.«

Dieser von hohem Abstraktionsgrad geprägten Theorie, die die Gesellschaft erklären kann, hat er sein Leben gewidmet – und hat sich einen Platz neben Kant, Hegel und Freud als großer Systematiker gesichert. Im letzten Jahrzehnt seines Schaffens bis zu seinem Tod im November 1998 veröffentlichte Luhmann Bücher in unglaublicher Geschwindigkeit: »Das Recht der Gesellschaft«, »Die Wirtschaft der Gesellschaft«, »Die Kunst

der Gesellschaft« – zu jedem sozialen System eins. Sein als Gesamttheorie geplantes »Die Gesellschaft der Gesellschaft« wurde ein unfertiges Opus Magnum, dem unschwer anzumerken ist, dass Luhmann sich beschränken musste. »Der Tod war am Ende sein Co-Autor«, wie der Soziologe André Kieserling es ausgedrückt hat. Offenbar auch aufgrund des inneren Bedürfnisses, seine Theorie der Gesellschaft zu erläutern, hat Luhmann in den neunziger Jahren eine Reihe von Interviews gegeben, in denen er quasi in Kurzform die Aussagen seiner zum damaligen Zeitpunkt erschienenen Werke dargestellt hat.

»Warum haben Sie keinen Fernseher, Herr Luhmann?« versammelte die *letzten Gespräche* von Niklas Luhmann mit Alexander Kluge und Wolfgang Hagen aus den neunziger Jahren, die im Wesentlichen das Phänomen der Massenmedien umkreisten und von Norbert Bolz, Dirk Baecker und Wolfgang Hagen mit ihren Reflexionen über das *Tempo der Massenmedien und die Langsamkeit ihrer Betrachter* ergänzt wurden. In »Archimedes und wir«, das Dirk Baecker und Georg Stanitzek 1987 herausgaben, wurden die Interviews Luhmanns aus den achtziger Jahren versammelt.

Luhmann vermied es in der Regel, Alltagsbeispiele anzuführen oder praktische Konsequenzen aus seiner Theorie zu erörtern, das Interview jedoch ist die Form, neudeutsch besser: das Format, in der es den Gesprächspartnern hin und wieder gelingt, Unerwartetes und Überraschendes zutage zu fördern. So werden im Streitgespräch mit Robert Jungk (einem Vorreiter der sogenannten Sozialen Bewegungen) gesellschaftstheoretische Positionen klarer konturiert. Während dieser die Reduktion sozialer Komplexität, die Abschaffung nicht mehr durchschaubarer Systeme und die direkte Demokratie befürwortet, verweist Luhmann darauf, dass ein Gegensatz »hier wir, dort die gesellschaftlichen Systeme« nicht durchzuhalten ist und dass man mit solchem Protest einzelne Systeme nur irritieren, nicht aber steuern könne. Man ist geneigt, Luhmann sofort zuzustimmen, auch und gerade wenn man das Jungk'sche Ansinnen nach weniger Komplexität möglicherweise innerlich mit

Unsere Zukunft hängt von Entscheidungen ab

Niklas Luhmann im Interview mit Rudolf Maresch

Rudolf Maresch: Niklas Luhmann, von den Ereignissen des Mai 68, seinen Anlässen und Folgen haben Sie bekanntermaßen ein sehr negatives Bild. Warum eigentlich? Den Prämissen der Systemtheorie folgend, müssten Sie diesen Modernisierungsschub, den die Geschehnisse in der alten Bundesrepublik hervorgerufen haben, doch eher begrüßen?

Niklas Luhmann: Ich weiß nicht, ob man die Ereignisse positiv oder negativ aufteilen oder beurteilen kann. Einen Modernisierungsschub sehe ich überhaupt nicht. Ich wüßte nicht, was am Mai 1968 Modernisierung war ...

... Auflösung traditionaler Bindungen, Individualisierung, Neudefinition der Frauenrolle und der Kindererziehung ...

Es handelte sich eher um Gruppenbildungstendenzen, bei denen die Individuen herausgefallen sind. An der Universität zum Beispiel kann von Individualisierung nicht die Rede sein. Dort ist eine Demo-Bürokratie entstanden, d. h. eine Möglichkeit, über Gruppen konsensfähige Themen zu testen. Die Verbreiterung der Konsensbedürftigkeit bedeutete aber gleichzeitig auch die Verhinderung der

Behandlung von Gegenständen, die keinen Konsens fanden.

Haben sich nicht doch auch neue Ideen entwickelt, die später in die bürokratischen Organisationen Eingang gefunden haben? Beispielsweise wurden die Systeme offener für Kritik und reagieren jetzt viel flexibler auf Einspruchsnahmen. Diese Veränderungen in Richtung auf mehr Differenz und mehr Komplexität erregen immer noch so manchen Wertkonservativen, der in den Ideen der 68er das Übel für die gegenwärtigen Probleme erblickt.

Sicher! Es gibt eine stärkere Orientierung auf Sozialität. Diese Tendenz sieht man im Rechtssystem, beispielsweise in der Jugendgerichtsbarkeit, oder auch an den Personalbewegungen der 68er in den Radioanstalten und in der Presse. Was daran aber – um noch einmal darauf zurückzukommen – modern sein soll, sehe ich nicht. Die 68er haben mehr Sozialität, aber auch mehr Komplikationen und in gewisser Weise mehr Komplexität in die Organisationen hineingebracht. Was sich aber außerhalb der Organisationen geändert haben soll, vermag ich nicht zu sagen.

Diese negative Einschätzung richtet sich auf alle Protestbewegungen, was mich, ehrlich gesagt, erstaunt. Auch wenn Hoffnungen in Enttäuschungen und Resignation umschlagen, anvisierte große Ziele sich im nachhinein als illusionär herausstellen und einige Protagonisten in gut dotierte Posten einrücken, gelingt es sozialen Bewegungen doch immer wieder, neue Themen, Problemstellungen und Wirklichkeiten einzuführen und Positionen neu zu besetzen. Im Prinzip müssten Sie für mehr Protest, für mehr Revolten,

ja sogar für mehr Subversion plädieren, da sich dadurch neue Differenzen und (Aus-)Differenzierungsmöglichkeiten ergeben, die sowohl für die Autopoiese des Systems als auch für dessen Eigendynamik evolutionsfördernd und komplexitätssteigernd sind und zu besserer Performanz des Systems führen.

Meine Haltung gegenüber Protestbewegungen ist nicht unbedingt negativ. Vielleicht muß man zwischen Realität und Anspruch genauer unterscheiden. In der Realität haben diese Bewegungen durch sehr enge Kooperation mit den Massenmedien tatsächlich neue Themen nicht nur vorgeschlagen, sondern auch weitgehend durchgesetzt. Das gilt besonders für die Ökobewegung, zum Teil auch für die Frauenbewegung, nicht so sehr für die Friedensbewegung. Themen, die politisch nicht beachtet wurden, sind durch die Neuen Sozialen Bewegungen durch einen Verbalstil, aber auch durch einen sichtbaren Stil, wie Demonstrationen ihn haben, in die Öffentlichkeit getragen und folglich von den Medien aufgenommen worden. In manchen Dingen kann man diese Aktionen durchaus positiv einschätzen. Problematisch ist aber die Vorstellung auf seiten der Neuen Sozialen Bewegungen, im Besitz besseren Wissens zu sein. Im Zusammenhang mit einer Theorie, die die moderne Gesellschaft über funktionale Differenzierung beschreibt, sind Bewegungen, die nicht den Anspruch erheben, anstelle der Wirtschaft, der Politik oder der Wissenschaft zu wirtschaften, zu regieren oder zu forschen, Randerscheinungen. Forderungen, die von außen an Systeme herangetragen werden, ohne deren Funktionen übernehmen zu wollen, stellen eine